

Der böse Blick

Vor hundert Jahren wurde der Schauspieler Peter Lorre geboren

„Ein glotzüger, schwammiger Kopf, der gelblich aus dem Anzug quillt; wie dieser Bursche zwischen Phlegma und hysterischem Ausbruch taumelt, wie er zage geht und greift und manchmal gierig tapst, das hat man kaum so unheimlich erblickt.“ Das Berliner *8-Uhr-Abendblatt* war tief beeindruckt von dem jungen Schauspieler, den Bertolt Brecht für seine Aufführung von Marieluise Fleißers *Pioniere in Ingolstadt* im April 1929 entdeckt hatte. Und der Filmregisseur Fritz Lang fand dort endlich den lange gesuchten Darsteller eines geisteskranken Kinderschänders für seinen Film *M – eine Stadt sucht einen Mörder*.

Peter Lorre nannte sich der neue Star. Eigentlich hieß er Laszlo Löwenstein, geboren am 26. Juni 1904 als Sohn einer jüdischen Kaufmannsfamilie in dem Karpatendorf Roszahegy in der heutigen Slowakei. *M* wurde sein großer Durchbruch – und legte ihn für alle Zeiten auf die Rolle des Film-Psychopathen fest. Für die Nazis war Lorre gar die Verkörperung des jüdischen Sittenverderbers. Sie montierten 1940 Szenen aus *M* in ihren Hetzfilm *Der ewige Jude*. Der Darsteller lebte da schon längst in Sicherheit in Hollywood. Alfred Hitchcock hatte ihn 1934 für *Der Mann, der zu viel wußte* engagiert. Es folgte die lukrative Rolle des japanischen Detektivs Mr. Moto in der gleichnamigen Filmserie, dann *Der Malteserfalke* an der Seite Humphrey Bogarts 1941. Ein Jahr später, wieder mit Bogart, spielte Lorre den Kleinkriminellen Ugarte in *Casablanca*. Sein letzter großer Film war Frank Capras *Arsen und Spitzenhäubchen* 1944. Danach ging es mit der Karriere bergab. Lorre bekam nur noch Rollen in B-Horrorstreifen. Ein Versuch, 1951 in Deutschland mit dem Antinazidrama *Der Verlorene* an vergangene Erfolge anzuknüpfen, schlug fehl. Gesundheitliche Probleme taten ein übriges. Seit einer mißglückten Operation in der Schweiz Anfang der 1920er Jahre litt Lorre an dauernden Schmerzen, die er mit Morphium betäubte. Der langjährige Drogenmißbrauch forderte seinen Tribut. Am 23. März 1964, noch keine sechzig Jahre alt, starb der „größte Schauspieler der Welt“, wie Charlie Chaplin ihn einmal genannt hatte, an Herzversagen.

Michael Wuliger



Peter Lorre in „M“

Foto: dpa

Poesie statt Politik

Früher war Yitzhak Laor in der israelischen Friedensbewegung aktiv – inzwischen schreibt er nur noch

VON SIGRID BRINKMANN

Die hebräische Sprache, sagt Yitzhak Laor, ist dicht und kantig. Er nutzt ihr Potential, um dem poetischen Ich „die Haut abzuziehen“. Intime Regungen werden entblößt: aufkommendes Begehren und dessen Vergehen, lähmende Todesangst, die sich wieder verflüchtigt, die Erinnerung an die weichen Hände des Vaters, der dem Kind den Rücken mit heißem Öl einrieb; der es einwickelte, wenn es nachts im Hof von Hunden geschüttelt wurde. Die Erfahrung, selber Vater zu sein, vergleicht Laor mit einem kräftigen Luftzug, der Hals und Lungen weitet. In seinem Gedicht *Milch, Gesetz* beschwört er, nicht unironisch, die ewige Kette der Genealogie. Ein Vater auf Erden – über sich nur noch die Milchstraße und das Reich des Allmächtigen – prägt seine Vaterschaft dem Sohn ein. Laor, Sohn eines 1934 aus Deutschland eingewanderten Juden, gibt das geschichtliche Erbe weiter, verbunden mit dem innigen Wunsch, der eigene, noch junge Sohn möge einst „von hier heil davonkommen“, sich nicht erinnern, nicht erinnert werden müssen „an dieses, jenes oder ein anderes Datum“.

So wie Yitzhak Laor selbst, den die Erfahrung seiner Gefängnishaft bis an sein Lebensende, wie er sagt, verfolgen wird. 1972 hatte er mit anderen Reservisten den Wehrdienst in den besetzten Gebieten verweigert und war dafür verurteilt worden. 1982 gründete er ein Komitee gegen den Krieg im Libanon. Laors Glaube an Gerechtigkeit bringende politische Veränderungen ist inzwischen allerdings erloschen. Das Gedicht *Ende einer großen Liebe*, 2003 geschrieben, läßt keinen Zweifel daran.

*Diese Geige spiele ich nicht mehr
obwohl ich sie vierzig Jahre lang behalten
habe /
um da anzusetzen wo ich
aufgehört hatte /
(Vivaldi, Konzert in f-Moll).*

Ein anderes Gedicht, *Rivoluzione*, spielt auf einem Abstellgleis in Brescia. Das poetische Ich hat mit einer Geliebten die Nacht in einem leeren Waggon verbracht. In der Morgendämmerung erblickt es eine kleine Gruppe von zum Streik aufbrechenden Männern. Sie überqueren die Gleise, gefolgt von einem Jungen.

*... das Kind drehte sich um, winkte
jemandem zu den ich nicht sah,
sein Vater sprach mit einem Kumpel und
bemerkte uns /
Das Kind sich umdrehend und winkend,
es beschleunigte seinen Schritt,
fast rennend /
springend, überquerte die Gleise, holte
auf und erreichte sie mit einem Sprung /
Niemals werde ich sie sehen, niemals
wissen wohin sie gehen, niemals diese
winterliche Vision entziffern /
Weder das Glück noch den Mut,
nicht den Mut, die Kraft*

Respekt vor dem zum Handeln Entschlossenen, Solidarität. Das ist eine Haltung, die für den Poeten und Romancier



Die „politische Geige“ spielt er nicht mehr: Yitzhak Laor

Foto: dpa

Yitzhak Laor allem Empfinden zugrunde liegt. Und eine Verpflichtung, denn anders als Freiheit und Gleichheit ist die Brüderlichkeit das am wenigsten eingelöste Versprechen der Moderne.

Laors Poeme erzählen von der Suche nach dem einen Ort, an dem es sich aushalten ließe. Blicke nur der Körper? Mit zarten Worten versenkt er sich in das Gefühl einer Berührung. Eine Hand streifte Rücken und Beine; in raren Augenblicken ist es, als könne eine Hand den ausgewachsenen Körper wieder auf die Maße des einst bedürftigen Kleinkindes schrumpfen lassen. Doch der Leib ist der Vergängnis preisgegeben.

*Weit weg der Winter /
vom Grab, weit weg /
vom Begräbnis. Wie die Jahre /
vergehen denke ich /
an meinen Vater. Dein Körper entrückt /
ausgelöscht, mein Körper verlöscht /
zunehmend ferner /
ein Punkt verschwindend /
in der Zeit. /
Wie kommt es /
keine Worte habe ich für /
mein Verschwinden in der Zeit /
Wie kommt es /
Worte habe ich für mein Verschwinden /
im Raum.*

In dem Band *Shirim Be-Emek Ha-Barzel* („Gedichte im Eisental“) spricht Laor vom Durchqueren verschiedener Länder auf der

Suche nach einem Haltepunkt, doch:

*was ich lernte von der weiten /
Welt war warten. Wenn /
ich nicht fähig wäre alles wachzurufen /
so wäre ich doch inmanne ein kleiner /
Teil der Schöpfung zu sein die nichts ist /
nur säen, abbrennen, säen /
abbrennen, säen.*

Gedichte schreibt Yitzhak Laor seit den 1970er Jahren. 1993 veröffentlichte er seinen ersten Roman *Am, Ma'achal Melachim* („Das Volk, Futter für einen König“), weil er als Autor auch einmal mit mehr als nur einer Stimme sprechen wollte. Sein 2003 auf deutsch im Zürcher *Unionsverlag* erschienener Roman *Steine, Gitter, Stimmen* ist ein vielstimmiges Werk, in dem sich die Geschichten von Frauen und Männern, Juden und Arabern, Tätern und Opfern verzweigen. Biographien brechen ab; Charaktere und Identitäten sind variable Größen. Menschen zu lieben, nicht zu hassen, sei, so Laor, seine grundlegende Erfahrung beim Schreiben eines Romans gewesen. Eine Figur kann in einem Kapitel abscheuliche Züge tragen, und sich in einem anderen als menschlich verlässlich bewähren. Yitzhak Laor beherrscht die Kunst, alles in der Schwebe zu halten – im Namen der Wahrheit. Die schließlich, davon ist der Autor überzeugt, übersteigt uns immer, und es bleibt nichts als der Versuch, sie sich mit den Mitteln der Kunst anzuzuwandeln.

KULTURKÜRZEL

Sidney Lumet wird achtzig

Angefangen hat Sidney Lumet, der am 25. Juni achtzig Jahre alt wird, als Kleindarsteller im New Yorker *Yiddish Art Theater*, wo sein Vater einer der Stars war. Von dort wechselte er als Regisseur nach Hollywood. Fast sechzig Filme hat er gedreht, wurde viermal für den *Oscar* nominiert. Sich selbst verstand er immer nur als Handwerker. Tatsächlich aber gilt Lumet als einer der großen Filmemacher unserer Zeit. Zu Sidney Lumets bekanntesten Werken gehören *Die zwölf Geschworenen*, *Hundstage*, *Network* und *Der Pfandleiher*, der erste Hollywoodfilm der, lange vor Steven Spielberg, den Holocaust zum Thema hatte. ja

Schönberg-Symposium in Berlin

Anlässlich der Neuproduktion von Arnold Schönbergs Oper *Moses und Aaron* an der Berliner *Staatsoper Unter den Linden* durch Peter Mussbach und Daniel Barenboim, befaßt sich am 26. Juni ein internationales wissenschaftliches Symposium mit dem Modellcharakter dieses Schlüsselwerks des modernen Musiktheaters. Schönberg schrieb die Oper zwischen 1930 und 1937 unter dem Eindruck des wachsenden Antisemitismus in Europa. Die Tagung wird das Stück musikwissenschaftlich diskutieren, die inhaltliche Bezüge zum jüdischen Glauben und zum Zionismus beleuchten und nach der Aktualität des Stückes im Zeitalter nach der Schoa und der Gründung Israels fragen. Der Eintritt ist frei. ja www.staatsoper-berlin.org

Semel für Jugendliteraturpreis nominiert

Nava Semels bei *Beltz und Gelberg* erschienener Roman *Die Braut meines Bruders* ist für den *Deutschen Jugendliteraturpreis* 2004 nominiert worden. Das von Mirjam Pressler ins Deutsche übersetzte Buch der israelischen Schriftstellerin spielt im Palästina des Jahres 1935 und beschreibt aus der Perspektive eines heranwachsenden jüdischen Jungen die Konflikte zwischen Juden, Arabern und Briten im damaligen Mandatsgebiet. Der *Deutsche Jugendliteraturpreis* wird seit 1956 vom Bundesfamilienministerium verliehen. Die diesjährigen Preisträger werden am 7. Oktober auf der Frankfurter Buchmesse bekanntgegeben. ja

Freundlich, Gangolf, Kogan in Hamburg

Das Hamburger *Ernst Barlach Haus* zeigt bis zum 5. September Werke der jüdischen Künstler Otto Freundlich (1878-1943), Paul Gangolf (1879-1939) und Moissej Kogan (1879-1943). Die drei Künstler gehörten zur Avantgarde der zwanziger Jahre, mußten nach 1933 aus Deutschland fliehen und wurden während der Schoa ermordet. Otto Freundlichs Plastik *Der neue Mensch* von 1912 gelangte zu trauriger Berühmtheit als Umschlagmotiv des Katalogs der Nazi-Hetzausstellung *Entartete Kunst*. ja www.barlach-haus.de

F U S S B A L L E U R O P A M E I S T E R S C H A F T P O R T U G A L 2 0 0 4

Als der „arische“ deutsche Mann noch am liebsten turnte, gründete der Jude Walter Bensemann die Sportzeitung „Kicker“ und mehrere Fußballklubs. Auch den Deutschen Fußballbund (DFB) gründete er mit. Und obwohl Israel bei der Fußball-EM in Portugal nicht dabei ist – Juden lieben Fußball, entgegen böswilligen Behauptungen, Schach sei der einzige Sport, den sie beherrschten. Was aber gehört zu einem gepflegten Spiel? Tobias Kaufmann stellt elf Wochen lang je ein wichtiges Element vor. Elf Mizwot (Gebote) für Fußballfans und solche, die es werden wollen.

Lassen wir Abseits, Viererkette, ballorientierte Zonendeckung und all den Kladderatsch mal für einen Augenblick außer acht, dann reduziert sich Fußball auf eine Grundwahrheit: „Das Runde muß ins Eckige.“ Das Runde ist der Ball, das Eckige das Tor. Damit sind wir mitten im Dilemma. Der Begriff Tor hat im Fußball zwei Bedeutungen. Die ideale Bedeutung steht für jene Spielsituation, die Fans entweder mit ei-

nem euphorischen „Toooooor!“ („Glücklich ist das Volk, das den Jubelruf kennt“, Psalm 89) oder einem knappen „Tor. Mist.“ kommentieren. Von dieser Art kann ein Fußballspiel für viele gar nicht genug haben, Tore sollen fallen wie reife Früchte. Taktikästheten reicht ein einziges. Von der anderen Sorte Tore, der realen, gibt es in jedem Spiel zwei, und fallen sollte möglichst keins.

Die Tore, die mich durch meine Kindheit begleitet haben, bestanden in der Regel aus Bäumen, Jackenhäufen oder Wäschestangen – beim Kick im Park spielt es keine Rolle, was man als Tor definiert. Hauptsache, man trifft es. Auf richtigen Fußballplätzen ist das etwas anderes. Dort muß ein Tor zwei Pfosten, eine Querlatte und eine bestimmte Breite und Höhe haben. Darüber hinaus gelten aus meiner Sicht auch ästhetische Gebote. Pfosten und Latte sollten rund sein, lieber weiß als silber, und möglichst durch ein Gestänge dahinter ergänzt werden, das das Netz in einem schönen weiten Bogen hinter der Linie zur Erde führt. Das Netz muß weiß sein, mit wabenförmigen, sechseckigen Maschen. Nur in



Elf Mizwot

Gebot 8: Tore

dieser Kombination rauscht der Ball richtig ins Netz, beult es mit einem weichen Zischlaut aus, kuschelt sich in die Maschen und tänzelt dann tief im Inneren des Tores auf den Rasen. Ich kann mir kaum vorstellen, daß es ein anderes Tor gewesen ist, über das im Buch Samuel zu lesen steht: „Da erhob sich der König und setzte sich ins Tor. Und man berichtete dem ganzen Kriegsvolk: Siehe, der König sitzt im Tor!“

Bei der aktuellen EM würde sich nie ein König ins Tor setzen. Der Raum hinter der Torlinie ist zu knapp bemessen, die Netze hängen zu dicht hinter den Pfosten wie ei-

ne Wand zu Boden – ein schwarzer Trauerflor mit viereckigen Maschen. Wenn hier der Ball einschlägt, tänzelt er nicht, sondern fällt wie tot herab. Von einer 31-Treffersaison in der C-Jugend abgesehen, war Toreschießen leider nie meine Spezialität. Vielleicht ist mir das Aussehen der Tore deshalb so wichtig. Immerhin: Trainerguru Otto Rehhagel („König Otto“) sieht es genauso und hat sich im Fernsehen über die häßlichen Netze tüchtig in Rage geredet.

Ein besonderes Tor ist das goldene. So nennen Fußballer einen spielentscheidenden Treffer. Der englische Begriff „golden Goal“ steht für eine verschärfte Form, die bedeutet: Wer das nächste Tor schießt, hat gewonnen. Steht es nach neunzig Minuten in Entscheidungsspielen unentschieden, gibt es eine Verlängerung von längstens zweimal fünfzehn Minuten. Erzielt ein Team in dieser Zeit ein Tor, ist das Spiel sofort siegreich beendet. Deutschland und Frankreich wurden dank dieser Regel Europameister. Inzwischen ist sie wieder abgeschafft, weil viele das infarktartige Spielende für die Verlierer ungesund fanden.

Das älteste „golden Goal“ der Menschheitsgeschichte gibt es aber immer noch. Es steht in Jerusalem. Nach der Vision des Propheten Hesekiel wird der Messias die Heilige Stadt durch das Goldene Tor betreten. Wahrscheinlich, um das Unentschieden gegen den Messias möglichst lange zu halten, mauerten islamische Herrscher das Tor im sechzehnten Jahrhundert einfach zu. Aber die Fußballgeschichte zeigt, daß solch ein Plan nicht ewig gutgeht. Wie oft schon haben humorlose Italiener oder Deutsche sprichwörtlich Beton angerührt – irgendwann kam ein formidabler Kicker, der die Lücke fand, alle Viererketten sprengte und Freistoßmauern mit einem Geniestreich überwand. Das sollte auch in Jerusalem klappen, wenn die Zeit dafür gekommen ist. Aber bevor der Messias eintrifft, würde ich gerne noch ein paar schöne Tore sehen.

Tobias Kaufmann kickt, seit er laufen kann. Zuletzt spielte er für Makkabi Berlin. Derzeit ruht die Karriere wegen einer Verletzung an Bauch und Hüften.